



Suriname – ein Tor zum Regenwald

Text und Fotos Birgit Hackl, Christian Feldbauer

Die Segelyacht PITUFA der beiden Österreicher Birgit und Christian ankert nur wenige Meter vom mangrovengesäumten Ufer des Suriname-River entfernt. Das dichte Blattwerk des Dschungels glänzt wie frisch lackiert nach dem Regenguss. Das teefarbene Wasser des Flusses reflektiert spiegelglatt die Bäume und das Rigg. Rundherum rufen, zirpen, gackern und summen für uns unsichtbare Urwaldbewohner, bunte Schmetterlinge und Vögel flattern um das Boot. Plötzlich kracht es in den Ästen am anderen Ufer und schon schwingt sich laut rufend eine Gruppe Affen vorbei.

★ Birgit Hackl, Christian Feldbauer und Bordkatze Leeloo sind seit Juni an Bord ihrer „Pitufa“ (www.pitufa.at) unterwegs, halten sich dabei im Groben an die klassische „Barfußroute“ im Passatwindgürtel, versuchen aber trotzdem Ziele abseits der ausgetretenen Pfade anzulaufen. Den Jänner 2012 haben sie in Suriname verbracht.



Das ehemalige „Holländisch Guyana“ ist ein freundlicher, multikultureller Schmelztiegel in dem Leute indischer, afrikanischer, chinesischer, javanesischer und europäischer Herkunft friedlich zusammenleben. Offizielle Sprache ist Niederländisch, daneben hört man auch Sranan Tongo, eine Kreolsprache und die jeweiligen Muttersprachen der Volksgruppen. Die meisten Leute sprechen auch Englisch, was das Reisen vereinfacht. Das kleinste unabhängige Land Südamerikas hat nur eine halbe Million Einwohner, von denen wiederum die Hälfte in der Hauptstadt Paramaribo lebt. Suriname ist eine politisch stabile, parlamentarische Demokratie und gilt als eines der sichersten Länder Südamerikas. Das Hinterland ist weitgehend unberührt, 80 Prozent der Fläche ist von Regenwald bedeckt. Zwar ist der Wald auch in Suriname von Rodungen, Bauxitminen und illegalen Goldminen bedroht, doch es gibt elf Naturschutzgebiete und Anstrengungen zum Schutz der einzigartigen Flora und Fauna.



Suriname bietet sich als Absteher für Yachten an, die auf dem Weg von den Kapverden oder Kanaren Richtung Karibik erst noch ein wenig Amazoniens Regenwaldluft schnuppern wollen. Anders als Brasilien liegt es leicht zugänglich im nördlichen Passatwindgürtel: von den Kapverden erreicht man auf einem bequemen Vorwindkurs nach nur 1.900 Seemeilen, auf denen erst die Nordäquatorialströmung und dann die Guyanaströmung mit bis zu zwei Knoten ordentlich anschieben, das Delta des Suriname Rivers. Wir haben mit der Atlantiküberquerung bis Januar gewartet und wurden mit stabilem Passat, für unsere PITUFA herausragenden Etappen bis zu 170 Seemeilen und nur zwei Squalls belohnt. Wer nach zwei Wochen auf See von weißen Stränden und türkisfarbenen Lagunen träumt, wird von Südamerikas Nordostküste herb enttäuscht: Die Ströme tragen hier so viel Sediment ins Meer, dass das Wasser schon 50 Meilen vor der Küste braun gefärbt und nur noch wenige Meter tief ist. Ein wenig unheimlich, wenn noch kein Land in Sicht ist und das Echolot plötzlich nur noch vier Meter anzeigt. Die Meeresküste Surinames mit ihren vielen Untiefen und Sandbänken ist kein attraktives Segelrevier. Der schmale Einfahrtskanal in den Suriname River zieht sich meilenweit ins Meer, ist jedoch betonnt und normalerweise kein Problem – es sei denn, man wird wie wir mitten im Kanal von einem Gewitter mit Starkwind überrascht.

Zehn Meilen flussaufwärts im Suriname River erreicht man die Hauptstadt Paramaribo. Es gibt keine Marinas oder Anlagestellen für die wenigen (meist holländischen) Yachten, die sich hierher verirren, doch man kann direkt im Zentrum vor dem Torarica Hotel den Anker werfen und auch mit dem Dinghi anlegen. Die Gezeitenströmung im Fluss erreicht hier allerdings bis zu vier Knoten, was sowohl Ankermanöver als auch Dinghi-Fahrten zum Abenteuer macht. Obwohl man in nur fünf Metern Tiefe ankert, muss man wegen der starken Strömung doch 50 Meter Kette auslegen, bei Tidenwechsel schwojen die Yachten entsprechend weit und in verschiedenste Richtungen – ein gesunder Abstand zu den Ankernachbarn ist also angesagt. Da der Wind meist kräftig vom Meer her weht, baut sich bei auslaufender Strömung außerdem eine steile, hohe See auf. Große Frachtschiffe bleiben im Fahrwasser auf der anderen Flussseite und stellen somit keine Bedrohung dar.

Eine andere Ankermöglichkeit gibt es weitere zehn Meilen flussaufwärts in dem Straßendorf Domburg, wo man in Rita's Eethuis nicht nur indonesische Köstlichkeiten, sondern auch von anderen Yachties zusammengetragene Info-Mappen findet. Am abendlichen Stammtisch treffen sich dort durchreisende und hängengebliebene Yachties und holländische Fischer. Bei der Anlegestelle der Fischerboote kann man auch Wasser tanken. Die Ankerplätze sind ruhiger, man muss jedoch eine halbstündige Busfahrt nach Paramaribo in Kauf nehmen. Da es keine Fahrpläne gibt, wartet man dabei leider gleich einmal eine gute Stunde auf den nächsten Bus. Das

- 1 Unsere PITUFA vor Anker vor Paramaribo, der Hauptstadt Surinames.
- 2 Die palmengesäumte Kathedrale von Paramaribo.
- 3 Das untouristische Gesicht der Hauptstadt, abseits der ausgetretenen Pfade.

Die wahre Attraktion des Landes ist aber die Natur abseits der Siedlungen.



Einklarieren ist etwas kompliziert, weil die drei zuständigen Stellen in verschiedenen Stadtteilen liegen und das Bus-system für Neuankömmlinge ein undurchschaubares Rätsel darstellt. Die Beamten sind aber hilfsbereit und freundlich und so darf man sich nach zwei Tagen als stolzer Besitzer eines Visums offiziell zur Erkundung des Landes aufmachen. In Paramaribo gibt es ein paar Sehenswürdigkeiten wie das alte Fort, die größte hölzerne Kathedrale Südamerikas und die schmuck renovierten Fassaden der Altstadt im Kolonialstil. Restaurants und Essensstände bieten Exotisches aus aller Welt zu günstigen Preisen. Wenige Straßenzüge außerhalb des Zentrums wirkt die Stadt allerdings schmutzig und heruntergekommen, Müll ist ein allgegenwärtiges Problem. Fussgänger haben gegenüber dem Hauptprestigeobjekt „Auto“ immer Nachrang. Der Kontrast zwischen den vergitterten Villen der Reichen und den halb verfallenen Hütten der Armen wirkt ebenfalls eher abschreckend.

Die wahre Attraktion des Landes ist aber die Natur abseits der Siedlungen. In Paramaribo bieten unzählige Tour Operators Ausflüge in den Dschungel, zum Brokopoondo-Stausee und zu Wasserfällen an. Doch während andere Touristen auf solche Touren angewiesen sind, können Yachties auf eigene Faust den Regenwald erkunden. Suriname hat über 1.000 Meilen schiffbares Flusssystem, genaues Kartenmaterial bekommt man bei der MAS (Maritime Authority Suriname) in Paramaribo. Viele Flüsse sind leider wegen Brücken in Küstennähe für Segelboote unzugänglich, aber zwei interessante Routen bleiben offen: der Corantijne River an der Grenze zu Guyana, oder der Commewijne und seine Zuflüsse Cottica River und Perica River unweit von Paramaribo.

Der Corantijne River ist wegen vieler Inseln und Seichtstellen eine Herausforderung für den Navigator, wegen der an den Ufern liegenden Indio-Dörfer jedoch kulturell attraktiv. Wir

haben uns aber für die einfachere Alternative entschieden und sind in den Commewijne River gefahren. Auf dieser Strecke findet man verschiedene Ökosysteme auf kleinem Raum. Wir sind insgesamt nur ca. 41 Meilen flussaufwärts gefahren, das Land ist aber so flach und die Flüsse mäandern so stark, dass wir uns dabei Luftlinie nur wenige Meilen von der Küste entfernten. Trotzdem hatten wir das Gefühl jenseits aller Zivilisation inmitten des Regenwalds gelandet zu sein. Sowohl im Cottica als auch im Perica River gibt es keine Untiefen und überall gute Ankermöglichkeiten. Die Wegstrecken in den Flüssen sind so kurz, dass man sie innerhalb eines Tidenwechsels leicht schaffen kann, denn obwohl die Gezeitenströmung flussaufwärts schnell weniger stark wird, zahlt es sich trotzdem aus, auf eine vorteilhafte Strömung zu warten. Im Cottica sollte man sich auf Kanal 12 bei den drei Bauxitschiffen melden, die dort ständig unterwegs sind, und speziell nachts eine Kollisionsgefahr bedeuten könnten.

Der Commewijne ist ähnlich wie der Suriname River ein Weißwasserfluss, ein breiter Strom mit milchkaffeefarbenem, reisendem, aber sehr seichtem Wasser. Besonders die ersten Meilen auf dem Commewijne erfordern ein starkes Nervenköstüm, weil das Echolot auch in der Mitte des betonnten Kanals oft nur drei Meter anzeigt. Hier findet man noch kleine Siedlungen an beiden Flussufern, Fischer kontrollieren ihre an langen Stangen im Fluss verankerten Netze und Taxiboote mit starken Außenbordern sind unterwegs. Bald wird der Fluss aber schmaler und tiefer. Sobald man Alliance, das letzte Dorf passiert hat, sind kaum noch Schiffe unterwegs. Ab hier gibt es nur noch Regenwald. Gleich nach Alliance kann man in den

- 1 **Holzhäuser in der Altstadt von Paramaribo.**
- 2 **Mangroven in Solitude Creek.**
- 3 **Ankerfeld vor Domburg, einer ehemaligen niederländischen Zuckerrohrplantage.**
- 4 **Die Katze muss an Bord bleiben, während die Crew das Plantagenhaus von Domburg besucht.**



Cottica River abzweigen. Dieser hat zwar immer noch trübes Wasser, die Strömung lässt aber bereits nach, es gibt keine gefährlichen Untiefen und entlang der mit Mangroven dicht bewachsenen Ufer findet der Anker überall guten Halt.

Der nächste Zufluss zum Cottica ist der Perica River, ein Schwarzwasser-Fluss – Schwarzwasser ist hier im biologischen Sinn als durch huminstoffe dunkel gefärbtes, aber klares Wasser zu verstehen, nicht das was Yachties normalerweise mit „Schwarzwasser“ meinen. Navigation ist hier kein Problem, weil der Fluss recht tief (zwischen zehn und 18 m) und auch breit genug (20 - 50 m) ist, aber man muss regelmäßig nach oben schauen, weil die Äste der Urwaldriesen manchmal weit über den Fluss reichen. Die Szenerie sieht aus wie in einer Universum-Doku: Mangroven am Ufer, dahinter eine erstaunliche Variation an Bäumen, Palmen und Büschen – viele die riesigen Ausgaben bei uns beliebter Topfpflanzen. Lianen

hängen von den Ästen, riesige Schmetterlinge und bunte Vögel flattern herum. Wir haben nur drei Meilen flussaufwärts, unweit des trefflich benannten Solitude Creek, den Anker fallen lassen und uns mit einer Landleine gegen unfreiwillige Uferberührungen bei Tidenwechsel gesichert. Obwohl wir gar nicht weit von der Zivilisation entfernt waren, bekamen wir doch ein waschechtes Dschungel-Feeling: 100 m flussabwärts wohnte eine Otterfamilie, die ungeniert herumplantschte, Kolibris brummt im Busch neben dem Boot und fünf Minuten nachdem wir am Nachmittag baden waren, entschloss sich ein Grosser Ameisenbär das gleiche zu machen – zehn Meter neben dem Boot. Der einzige Nachteil sind die Schwärme von Moskitos, die sich nach Sonnenuntergang auf alle Warmblüter stürzen, und es unerlässlich machen, das Boot mit Moskitonetzen hermetisch abzuziegeln. Wir waren gegen Ende der Regenzeit unterwegs, in der Trockenzeit ist dieses Problem angeblich weniger schlimm.



Laut unserem ursprünglichen Plan wollten wir auf der Suche nach Wildtier-Begegnungen den Perica weiter hinauffahren. Wir hatten uns ausgemalt, dass wir stundenlang bewegungslos im Dinghi ausharren würden, um einen Blick auf einen Dschungelbewohner zu erhaschen. Es ist ganz anders gekommen: nach einer Woche waren wir immer noch an unserem ersten Ankerplatz im Perica, weil die Wildtiere ohnehin von selber bei uns vorbeikamen und zwar meist, wenn wir lautstark mit irgendeiner Arbeit beschäftigt waren. Scheinbar sind sie genauso am Verhalten von menschlichen Besuchern interessiert, wie wir an ihrem. Beim Aufspannen unserer Regenschutz- bzw. Wasserfang-Plane besuchten uns drei Otter. Sie schwammen laut platschend bis nah ans Boot, stemmten sich dann bis zu den Hüften aus dem Wasser und prusteten los – ein Geräusch wie man es eher von einem Pferd als von einem Otter erwarten würde. Am Nachmittag war ich gerade beim Wäsche waschen, als eine Gruppe Affen am anderen Ufer vorbeizog. Auch sie machten einen ziemlichen Lärm, tratschten miteinander und schwangen sich krachend von Ast zu Ast.

Man muss also gar nicht leise sein, um Tiere zu sehen, denn ein Urwald ist selbst ein erstaunlich lauter Ort. Insekten und Vögel zirpen, quietschen, schreien und gackern den ganzen Tag und in der Nacht geht es erst so richtig los. Es ist schon ein wenig unheimlich, wenn man all diese Laute hört, aber nicht weiß, wer sie verursacht. Auch unsere Bordkatze Leeloo war bei aller Neugier erstaunlich vorsichtig, scheinbar verstand sie instinktiv, dass sie in so einer Umgebung eher Beute als Jägerin wäre. Auf dem Boot ist man nah genug am Geschehen, um alles mitzuhören, aber doch weit genug weg, um sich sicher zu fühlen. Ein Dinghi-Ausflug tagsüber in einen komplett zugewucherten Bachlauf war schon abenteuerlich. Um dem eins drauf zu setzen, haben wir uns dann in der Nacht von Kopf bis Fuß mit Mückenspray imprägniert und uns mit dem Dinghi hinausgewagt. Wir hatten mit Kaimanen und Schlangen gerechnet, aber bis auf einige Fledermäuse im Schein des Mondes und im Lichtkegel unserer Taschenlampe keine Waldbewohner erspäht, dafür war die Geräuschkulisse im Dunkeln umso beeindruckender.

Suriname hat noch mehr interessante Erfahrungen zu bieten. Ein Ausflug mit dem Flugzeug ins Hinterland, mit dem Motorkanu über Stromschnellen flussaufwärts zu Indio- oder Maroon-Dörfern (ehemalige entlaufene Sklaven werden in Suriname „Maroons“ genannt) wären bei einem längeren Aufenthalt attraktive Möglichkeiten. Luftfeuchtigkeit um die 100 Prozent (Schimmel an Bord wird dabei schnell zum Problem) und die ungewöhnlich starke und lange Regenzeit trieben uns aber weiter ins luftigere Klima der Karibik. Auf der Weiterfahrt nach Tobago oder zu den Grenadinen kann man mit einem schnellen Halbwindkurs und weiterhin verlässlicher Guyanaströmung rechnen. ★

- 1 Anker direkt am Urwald mit all seinen spannenden Geräuschen.**
- 2 Etwas unheimlich – Schwimmen im schwarzen Wasser neben den Mangroven.**
- 3 Regenzeit – Wasser ohne Ende und das überall.**